Mathias Claudius

Autor(en): **Schmid, Martin**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **7 (1965)**

PDF erstellt am: **07.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-971756

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

etwas Kleinvieh im Stall schon für sich und eine ziemlich kinderreiche Familie sein Auskommen fand.

Der Verwaltungsrat der am 22. Februar 1860 in Chur gebildeten Aktiengesellschaft nahm nun mit gewaltigem Eifer seine Aufgabe auf, und es entstand in relativ kurzer Zeit das auch heutzutage eines harmonischen Baustiles wegen viel bewunderte Grand Hotel Kurhaus Tarasp mit 175 Zimmern und 275 Betten. Ferner wurden das Quellenhaus, das Maschinenhaus, das große Ökonomiegebäude und die gedeckte Holzbrücke über den Inn gebaut. Dabei hatte man ein spezielles Glück, denn bei der Fundamentgrabung für den rechten Wuhrkopf stieß man auf eine sehr reichlich fließende Mineralquelle. Es handelt sich um ein starkes Sauerwasser, später Carolaquelle genannt. Die beiden Quellen, Luzius und Emerita, lieferten wohl Wasser genug für Trinkkuren, allein für Badekuren genügte die Wassermenge dieser beiden Quellen nicht. Das Glück wollte, daß eine weitere Quelle entdeckt wurde, die sogenannte «Neue Badequelle» (jetzt Sfondrats). Darüber findet man in Caviezel «Das Engadin» eine sehr anmutige Beschreibung. Es seien einige Sätze zitiert: «Im besagten Tufflager sah man kleine Bläschen aufsteigen. Man hatte keine Bohrinstrumente; da nahm Architekt Haunz ein Taschenmesser, um die Ritze mehr zu öffnen. Auf einmal bröckelte ein kleines Stückchen vom Steine ab, und ein gewaltiger Wasserstrahl stieg einige Meter hoch in die Luft. Die «Neue Badequelle» — Salzwasser — war gefunden. Jetzt war Mineralwasser im Überfluß vorhanden. Sofort wurde der Beschluß gefaßt, das Grand Hotel Kurhaus um ein Stockwerk höher auszuführen.»

Später wurde dann noch manches hinzugefügt: große Gartenanlagen und Alleen; 1876 wurde die prächtige Trinkhalle mit Wandelbahn gebaut; das Bonifaziuswasser wurde in einer zirka 2,5 km langen Leitung aus reinem Zinn bis in die Trinkhalle geleitet. Es entstanden 1877 die Villa Dependance, 1879 das Badehaus in Scuol mit weiten Parkanlagen, Pavillons an den Quellen Vy und Suotsass. 1883 folgte die Erstellung der englischen Kirche, 1888 die Einführung der elektrischen Beleuchtung. Im Jahre 1895 wurde die Verbindung der Promenaden auf dem Kurplatz mit dem jenseits des Inn liegenden weitverzweigten Naturpark durch eine eiserne Brücke hergestellt. Das Kurhaus blieb in seiner Weiterentwicklung und Modernisierung bis auf den heutigen Tag nie stehen.

Mit Stolz kann die Kurhausgesellschaft auf die seit der Eröffnung dieser Kuranstalt verflossenen hundert Jahre zurückblicken und auch mit der Gegenwart zufrieden sein, denn jetzt steht das Hotel völlig modernisiert, als eines der ersten Kur- und Diäthotels der Schweiz da. Auch die Trinkhalle wurde dem heutigen Geschmack angepaßt. Das große Verdienst an diesem für den ganzen Kanton wichtigen Unternehmen gehört zweifellos jenen mutigen Pionieren, welche den Sprung ins Leere wagten und dabei eine Tat vollbrachten, die für das ganze Unterengadin von ausschlaggebender Bedeutung wurde.

Mathias Claudius

Von *Martin Schmid*

Am 21. Januar 1965 sind es 150 Jahre, seit Mathias Claudius gestorben ist. Ihm im «Bündner Jahrbuch» ein besonntes grünes Plätzchen der Erinnerung einzuräumen, war der lobenswerte Wunsch der Redaktion.

Claudius ist der erste Dichter, der mir begegnet ist. Am frühen Grab meines Vaters drunten auf Daleu. Der Geistliche, Pfarrer Benedict Hartmann, sprach in die schwarzaufgebrochene Grube, darin schon der Sarg lag, mit seiner hellen, klaren Stimme das Gedicht von Claudius hinein: «Bei dem Grabe meines Vaters». Von dumpfer Trauer stumpf und leer, verlassen und verloren stand ich vorn am Grabrande, das Poltern der drei Erdschollen im Ohr, und da fielen die Worte «Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr» in mein verschüttetes Bubenherz, langsam, zweimal. Sie sind mir in Erinnerung geblieben durchs ganze, lange Leben. «Ach, sie haben einen guten Mann begraben, und mir war er mehr.» Und nun habe ich, um dem Dichter Claudius ein Wort dankbaren Gedenkens zu schreiben, seine Werke vorgenommen. Es soll kein wehleidiger Nachruf werden, lieber eine zwar kurze, aber sachlich-kritische Würdigung, wie sie allein einem tüchtigen Leben gemäß ist. —

Mathias Claudius, Sohn eines Pfarrherrn, wurde 1740 zu Reinfeld im Holsteinischen geboren, studierte in Jena Theologie, dann Rechtswissenschaft, lebte in Kopenhagen, Reinfeld und Wandsbeck bei Hamburg, wo er 1815 im Hause seines Schwiegersohnes, im Hause des Verlegers Friedrich Christoph Perthes, starb.

In Wandsbeck gab er seine Werke heraus unter dem Titel «Asmus omnia sua secum portans oder Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten». Er schreibt in der Subskriptionsanzeige: «Ich will meine Werke auch sammeln und herausgeben. Es hat mich zwar, wie sonst wohl zu geschehen pflegt, kein Mensch drum gebeten, und ich weiß besser als irgendein geneigter Leser, wie wenig dran verloren wäre ... Dieses secum portans wird bestehen aus Gedichten, einigen Briefen und andern prosaischen Stücken, welch letztere zum Theil mein einfältiges Urtheil über ein und anderes Buch enthalten ...»

Geht man die sieben Bändchen, die später in zwei stattliche Bände zusammengefaßt wurden, durch, so bekommt man den Eindruck von einem originellen, vielbelesenen, ja gelehrten Mann. Er ergeht sich über östliche Religionen, und zwar recht weit ausholend und wissend, schreibt über So-

krates, Plato, über Fenelon, Pascal, übersetzt Bacons Glaubensbekenntnis und mustert alles, selbst des fernen Lavater Physionomik, was im Schaufenster seiner Zeit erscheint. Freilich sind es keine scharf geschliffenen, vornehm formulierten, gelehrten Rezensionen, die er bietet. Er plaudert über das Gelesene, liebt Spaß, Witz und gutmütige Ironie; er will volkstümlich sein und bleiben und wird manchmal freilich hausbacken und «einfältig». Er scheut nicht die Polemik und freut sich seiner Schlagfertigkeit. Mit der Religion nimmt er es so ernst wie die heutige Zeit mit der sexuellen Aufklärung. Der pietistische Geist, die warme Herzensfrömmigkeit, die Festigkeit des «Lutherus» sind die frommen Räume, aus denen heraus er predigt. In seinen Auseinandersetzungen mit der «neueren Theologie» bleibt er vornehm. Die folgende Stelle ist wert, festgehalten zu werden. «Und ich habe Lessing auch gekannt. Ich will nicht sagen, daß er mein Freund gewesen sei, aber ich war der seine. Und obgleich ich sein credo nicht annehmen kann; so halte ich doch seinen Kopf hoch. Herrn Mendelssohns Bekanntschaft ist mir nicht beschieden gewesen. Aber ich habe ihn als einen hellen forschenden Mann mit vielen Andern geachtet, und als Juden habe ich, wie man sagt, ein tendre für ihn, um seiner großen Väter, und um meiner Religion willen.»

Seinen langen «Einfältigen Hausvater-Bericht über die christliche Religion — an seine Kinder Karoline, Anne, Auguste, Trinetta, Johannes, Rebekke, Fritz, Ernst und Franz» darf man m. E. füglich übergehen, aber der Brief von 1799 an seinen Sohn Johannes ist von väterlicher Güte, reifer Lebenserfahrung und Erzieherweisheit so rund und voll und sprachlich so schlicht und schön, daß er unverwelkt geblieben ist, ein Stück kerniger Prosa.

Mir ist gelegentlich beim Blättern und Lesen unser Salis in den Sinn gekommen, obwohl der Bündner Edelmann seine Verse kristallhell schleift. Im Weltanschaulichen sind sie Brüder — Salis ist enger —, und schreibt der Bündner Grablieder, so setzt Asmus Freund Hain als «ersten Kupfer» an den Anfang des ersten «Büchels». Wie sie doch dem großen Tod ihre Reverenz erwiesen, diese Menschen des 18. Jahrhunderts! Vor seinem Sarge sprach ja Pestalozzi am Neujahr 1808 zu seiner Schülergemeinde. Ja, die Majestät des Todes! Die Ehrfurcht vor ihr ist Ehrfurcht vor der Größe Gottes und seinem Willen und das Grab Pforte zur Ewigkeit. Den Heutigen ist der Tod gerade noch ein armseliger Autostopper.

Die Dedikation des ersten Bändchens enthält ein paar Sätze, die auffallen. Hier sind sie. «Ich hab' da 'n Büchel geschrieben, und bring's Ihnen her. Sind Gedichte und Prosa. Weiß nicht, ob Sie 'n Liebhaber von Gedichten sind; sollt's aber kaum denken, da sie überhaupt keinen Spaß verstehen, und die Zeiten vorbei sein sollen, wo Gedichte mehr waren. Einiges im Büchel soll Ihnen, hoff' ich, nicht ganz mißfallen; das meiste ist Einfassung und kleines Spielwerk: machen Sie 'mit was Sie wollen.»

Er hat offenbar Freude gehabt an seinen Gedichten. Er hat sie mit sichtlicher Freude in seine «omnia sua secum portans» aufgenommen: Gelegenheitsgedichte und (für meinen Geschmack) auch unschöne Sachen, wie «Auf einen Selbstmörder» oder das «Lied für Schwindsüchtige», Banalitäten wie «Motetto, als der Zahn durch war» u. a., meist viele vierzeilige Strophen. Vieles ist mit dem Tag vergangen; anderes wurde volkstümlich und hielt sich lange, wie etwa das Rheinweinlied «Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher» oder «Der Bauer, nach geendigtem Prozeß». Die letzte Strophe lautet:

«Gottlob, daß ich ein Bauer bin,
Und nicht ein Advokat!
Und fahr' ich wieder zu ihm hin,
So breche mir das Rad!»

Wir Alten kennen noch das Lied «Hinter'm Ofen zu singen», das anhebt: «Der Winter ist ein rechter Mann, kernfest und auf die Dauer»; die siebte Strophe heißt:

«Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus,
Beim Nordpol an dem Strande;
Doch hat er auch ein Sommerhaus
Im lieben Schweizerlande.»

Kraftvoll ist das Kriegslied «'s ist Krieg! O Gottes Engel wehre / und rede du darein.» Man muß es von Ernst Ginsberg sprechen hören. Von «Urians Reise um die Welt» geht der Anfang noch als fliegende Redensart um: «Wenn jemand eine Reise tut / So kann er was erzählen.» Sein «Gülden ABC und Ein silbern dito» hat vor einigen Jahren der Aldus Manutius Verlag mit einem liebevollen Begleitwort Traugott Vogels als eine seiner Kostbarkeiten herausgegeben; es ist schon vergriffen.

Claudius hat gerne für Komponisten geschrieben und auch Melodien angegeben, nach denen dies und jenes Poem zu singen wäre. Da gibt es z. B. eine große «Weihnacht-Cantilene» mit Chor, Rezitativ, Choral, Grave.

Seine Gedichte haben denn auch Komponisten gefunden, wohl mehr als uns gemeinhin bekannt sind. Ich nenne vor allem das zweistrophige «Der Tod und das Mädchen» (Vorüber! Ach, vorüber! Geh wilder Knochenmann). Schubert, der große Liedmeister, der aus jedem Kiesel Feuer schlug, hat es vertont und dann die Liedkomposition zu jenem ergreifenden Quartett «Der Tod und das Mädchen» ausgebaut; ich kenne nichts Herrlicheres von Schubert. Des Claudius «Motett» (Der Mensch lebt und bestehet / Nur eine kleine Zeit) hat der Leser sicher schon in der machtvollen Vertonung unseres Zürchers Hans Georg Nägeli (1773—1836) gehört.

Und nun noch das «Abendlied»: «Der Mond ist aufgegangen», eines der schönsten Abendlieder deutscher Sprache, ein Juvel, gesungen oder gesprochen. Es baut sich wie selbstverständlich in sieben sechs- und kurzzeiligen Jambenstrophen auf (gereimt 1., 2., 4., 5., 3. und 6. Zeile), die voll und rein im Klang sind. Der Himmel mit Mond und Sternen steigt herab auf Wald, Wiesen und die Behausungen und stimmt den Menschen still und fromm, daß er sein Heil bedenkt und auch den kranken Nachbarn in sein Gebet einschließt. Der ganze, schlichte, gerade und fromme Claudius ist in diesen Versen Wort geworden. Wer alles dieses wahrhaft trö-

stende Abendlied vertont hat, weiß ich nicht. Innig-zart hat es Schubert gestaltet. Um dieses einzigen Liedes willen allein blieb der Name Claudius. Es ist nicht wahr, daß die Heutigen ihr Herz verkauft haben. Das Schöne rührt sie. Die gleichen Leute, die am einen Abend einer struben Abbruchszene Dürrenmatts entgegenklatschen, jubeln am andern Schubert-Liedern zu, beglückt und verzaubert vom Glanz, der von längst versunken geglaubter Märchenquelle kommt. Welches Erlebnis ging tiefer? Das muß jeder selber wissen. Wenn aber das gute Völklein nur nicht so schwach wäre, etwas nur darum anzubeten, weil's die «Gebildeten» als gültig geeicht haben. Wenn es nur zu seinem Geschmack stünde! Wenn die Leute nur wahr wären!

Claudius ist bescheiden und wahr. «Das meiste», sagt er, «ist Einfassung und kleines Spielwerk; machen Sie 'mit was Sie wollen.»

Zum 100. Geburtstag (am 26. Januar 1965) des bedeutenden Dichters

Pater Maurus Carnot

Von *Fritz Lendi*

Über meinem Schreibtisch hängt das Bild des Dichters Pater Maurus Carnot. Ehrfurchtsvoll schaue ich hin und wieder zu diesem kleinen Holzschnitt auf, den mir der liebenswürdige Pater wenige Jahre vor seinem Hinschied geschenkt. Es ist nicht meine Absicht, über diesen bedeutenden Dichter eine ausführliche Biographie zu schreiben, da ich dazu auch keineswegs berufen bin. Ich habe jedoch mehrere Werke von ihm gelesen und mich durch diese Lektüre für ihn begeistern lassen. Auch kannte ich Pater Maurus persönlich und erinnere mich bis auf den heutigen Tag an diese und jene Begegnung mit ihm. Im Hinblick darauf, daß nunmehr drei Jahrzehnte verflossen sind, da er starb, und zugleich hundert Jahre, da er geboren wurde, erzähle ich von meinen Eindrücken, die ich beim Lesen seiner Bücher empfangen habe, in aller Kürze von seinem Schaffen und Wirken und von meinen herzerfrischenden Begegnungen mit dem ehrwürdigen Pater. Was ich von seinem Lebenslauf zu erzählen weiß, ist eigentlich nicht viel mehr als sogenanntes Lexikonwissen. Ich brauche aber im Lexikon gar nicht mehr nachzusehen, denn ich las das, was dort über Pater Maurus Carnot geschrieben steht, so oft, daß ich es schon seit geraumer Zeit auswendig hersagen kann: Er wurde am 26. Januar 1865 in Samnaun geboren und starb am 2. Januar 1935 im Krankenhaus zu Ilanz, gehörte dem Orden des Heiligen Benedikt an, war bis zuletzt Pater im Kloster Disentis, erschloß dem deutschen Schrifttum durch schlichte, treuherzige Lieder und Erzählungen und feinsinnige Übersetzungen die rätoromanische Kultur Graubündens und förderte die von seinem Freunde Caspar Decurtins erweckte romanische Renaissance.

Seine Eltern waren echte Samnauner. Der im Jahre 1954 verstorbene Redaktor Johann Baptist Rusch schrieb in seiner Zeitung «Republikanische Blätter»: «Bauern waren die Eltern von Pater Maurus Carnot wohl, die Samnauner Carnot und Jenal, aber seit urdenklichen Zeiten die angesehensten ihres Tales, wohlhabend, rechtschaffen, nicht nur aus persönlicher Gesinnung, sondern geradezu aus pietätvoller Verpflichtung gegenüber den Ahnen, deren Namen die ältesten Pergamente der Talurkunden zieren, Aristokraten in Bauernkitteln uraltgefreiten Standes.»

Pater Maurus Carnot wurde auf den Namen Johann Rudolf getauft. Maurus hieß er erst, als er Pater geworden war. Er erlebte eine sonnige Jugendzeit, trotzdem er hin und wieder leidend und das zarteste Kind im Kreise seiner Geschwister gewesen ist. Schon in der Samnauner Volksschule soll er durch seine Intelligenz und seinen großen Wissensdurst aufgefallen sein. Im Jahre 1877 trat er ins Kollegium Maria-Hilf in Schwyz ein, galt daselbst als ausgezeichneter Gymnasiast, und er ersann damals schon Gedichte und versuchte sich als Dramatiker. Während fünf Jahren lernte er in Schwyz mit bewunderungswürdigem Eifer, begab sich dann nach Innsbruck und studierte an der dortigen Universität Philosophie und Theologie. Österreich wuchs Carnot schon in seiner Jugendzeit ans Herz, aber auch Bayern, weilte er doch oft bei seinem wohlhabenden Onkel in München. Er wäre wohl zutiefst erschüttert gewesen, wenn er den Tag erlebt haben würde, da Österreich vom nationalsozialistischen Deutschland auf verbrecherische Art und Weise «heim ins Reich» geholt worden ist. Carnot absolvierte eine siebenwöchige Rekrutenschule in Chur und wurde wie alle Samnauner Infanteristen dem Bataillon 93 zugewiesen. Ich darf nicht wenig stolz darauf sein, daß auch ich — allerdings drei Jahrzehnte später als er — jenem interessanten Gebirgs-Infanterie-Bataillon, in welchem drei Sprachen — romanisch, deutsch und italienisch — zu hören sind, einverleibt worden bin.

Im Jahre 1885 trat Carnot ins Kloster Disentis ein und wurde im Jahre 1888 Pater des Benediktinerordens. Er lehrte Deutsch, Griechisch und Geschichte und galt gar bald als ein überragender Gymnasiallehrer. Während dreißig Jahren wirkte er als Dekan des berühmten Klosters. Pater Maurus Carnot war katholischerseits weit herum einer der gesuchtesten Kanzelredner. Er predigte auch in romanischer Sprache — kein Wunder, denn dem deutschsprachigen Pater Maurus lag das Romanische gewissermaßen im Blute, führ-